

## HOMERISCHE BEITRÄGE

---

Kirchhoff, Wilamowitz, neuerdings Dahms<sup>1)</sup> haben wichtige Untersuchungen zur Komposition der Odyssee angestellt und auch triftige Gründe für ihre Theorien beigebracht. Wenn im folgenden noch ein Versuch gemacht wird, weitere Klarheit zu schaffen, so beruht das auf neuerdings empfangenen Eindrücken, die sich mit weit älteren zu einer ziemlich einfachen Lösung zusammenfügen. Von ganz anderen Studien ausgehend hatte ich einmal von der Mythologie her einen Deutungsversuch unternommen und ausführlich zu begründen angefangen (Studien zur Odyssee I, Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft 1910). Wiederholte Überlegungen ergaben nun ein Bild von der mutmasslichen Entstehung des Gedichts, das von den bisherigen Auffassungen nicht unwesentlich abweicht. Es sind nicht eigentlich die Teile des vorliegenden Gedichts, um die es sich dabei handelt, sondern die inhaltlichen Gruppen, die sich als einheitliche Massen erweisen.

Das Ganze lässt wohl deutlich eine Zweiteilung erkennen. Die erste Hälfte beruht auf reiner Mythologie und zeigt den Odysseus als strahlenden Helden, der aus der Unterwelt zur sonnigen Höhe des Phäakenabenteuers aufsteigt. Dass die Phäakenepisode eine besondere Bedeutung hat, verrät schon ihr überragender Umfang. Keines der anderen Abenteuer hält einen Vergleich damit aus. Die Komposition ist hier so geschlossen, so in sich gefestigt und künstlerisch verklammert wie sonst nirgends. Sie mutet wie eine Dichtung für sich an. Besonderer Glanz des Äthers, wie über dem Göttersitz, lagert über diesen Episoden. Der Dichter bietet sein Höchstes auf, um die Dichtung auszugestalten. Die Leuchtkraft seiner Farben ist aussergewöhnlich gross. Es ist der Höhepunkt der Dichtung, auf den alles hinstrebt, von dem alles ausstrahlt. Ganz anders die Insel der Kalypso.

---

<sup>1)</sup> Telemachie und Odyssee. Berlin 1919.

So reich auch hier die Farben gemischt sind, es ist doch eine stille, leblose Welt. Die Grotte der Göttin ist im Urwald gelegen, in Schweigen gehüllt. Odysseus aber sitzt am Ufer lange Tage, das Land der Griechen mit der Seele suchend. Einsame Tränen entlockt ihm das Heimweh. Die ihn zurückhaltende Göttin aber ist Kalypso, die Verhüllerin. Sie hüllt ihn in die Finsternis der Weltferne. Er ist verschollen, verfinstert, wie der verdunkelte Mond. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir hier, ein wenig in das astralmythologische Gebiet abschweifend, an die von Ernst Siecke<sup>1)</sup> wahrscheinlich gemachte Rolle des Mondes als Mythenbildners denken. Der helle und dann verdunkelte, dann wieder erhellte oder erlöste Mond, eine Lieblingsvorstellung der Mythendichter, dürfte hier zugrunde liegen. Man hat, gerade in klassisch-philologischen Kreisen, die Bedeutung dieser astralmythologischen Sageninterpretation völlig abgelehnt, freilich, ohne recht auf die einzelnen Argumente dieser Erklärung einzugehen. Hätte man sich die Mühe gegeben, die einzelnen Behauptungen nachzuprüfen, so wäre vielleicht eine gerechtere Würdigung eingetreten und hätte das Berechtigte sich gewiss längst durchgesetzt. Statt dessen stehen die alten, überlebten Deutungen der Dämonologie, der chthonischen Gottheiten, der Korndämonen usw. immer noch in Geltung und treiben nach wie vor ihr Unwesen in der Sagenklärung, ohne dass Hoffnung auf irgend einen Fortschritt, auf irgend eine wirkliche Entwirrung des mythologischen Labyrinths bestünde.

Dass in der Odyssee ein Naturmythos zugrunde liegt, gibt Christ-Schmid in seiner Griech. Literaturgeschichte<sup>2)</sup> zu. Das will viel sagen. Nun aber wird da behauptet, die Nekyia sei ein späterer Zusatz (55 f.). Die angeführten Gründe sind ganz unzulänglich. Die Doublette von Kirkes' und Tiresias' Prophezeiungen kann nicht zu einem so einschneidenden Urteil führen. Der dichterische Gesamteindruck der Erzählung ist zu gross, wie der nachahmende Niederschlag in der Weltliteratur (u. a. Aristophanes, Vergil, Dante) zeigt, und, was weniger beachtet wird, die ganze Hadesfahrt ist vielleicht auf irgendwelchen Wegen der Tradition durch den grandiosen Vorgang des altbabylonischen Gilgamesch-Epos beeinflusst.

---

<sup>1)</sup> Mythologische Briefe. — Götterattribute und sog. Symbole. — Indogerman. Mythologie.

<sup>2)</sup> 53, 6.

P. Jensen hat in seinem grossen Werk 'Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur' darauf hingewiesen. So heiss dies Buch umstritten ist und so wenige Bekenner seine Thesen gefunden haben, das bleibende Verdienst Jensens ist es denn doch, diese Zusammenhänge zur Sprache gebracht und mit reichem Material begründet zu haben. Die Unterweltsfahrt des Gilgamesch schliesst sich der der Göttin Ishtar deutlich an. Man hat für letztere längst eine Deutung auf den verdunkelten Mond zu finden geglaubt, da die Göttin an jedem der sieben Tore ein Gewandstück ablegen muss, das sie bei der Heimkehr wiederfindet. Der rätselhafte Mythos wird durch die Auslegung von Siecke (Götterattribute u. sog. Symbole 255) ziemlich einleuchtend auf die Mondwoche von sieben Tagen, auf die Mondphase und die allmählich beschattete und dann wieder erhellte Mondscheibe zurückgeführt. Es ist nicht undenkbar, dass auch bei Gilgamesch und überhaupt Unterweltsvorstellungen die verdunkelte Mondscheibe zugrunde gelegen habe. Dann hätten wir aber in der Odyssee den von vielen Orientalisten (vgl. A. Jeremias, Handbuch der altorient. Geisteskultur, 2. Aufl., 157 ff.) angenommenen Kreislaufmythos, der eben die Kreisbahn der Himmelskörper darstellt. Im babylonischen Hades haben wir auch den Fährmann und die Schrecknisse des Totenreichs. Schon im alten Babylon wird der Tod des Tamuz-Dumuzi, des 'rechten Sohnes' der grossen Göttermutter, beweint, wird seine Wiederkehr festlich begangen. Das Verschwinden und Aufsteigen, die Heraufholung durch Gattin oder Schwester finden sich in den Tamuzliedern wie in den Höllenfahrtlegenden. Als Kind lag er in einem untergehenden Schiffskasten. Er geht dann 'auf den Weg ohne Rückkehr'. Er wird lebhaft beklagt. Bei seiner Heimkehr ertönt Freudenmusik. Eleusinisch Mysterienhaftes spielt hinein. Man muss die Hymnentexte bei Jeremias nachlesen, um die Verwandtschaft zu erkennen. Sein Buch ist reich an einschlägigen Einzeltatsachen. Demnach scheint mir die Nekyia ein unentbehrlicher Teil der Odyssee zu sein. Aus der Finsternis steigt der lang Beklagte, Beweinte, Vermisste endlich wieder auf. Kirke und Kalypso sind identisch, wie man schon betont hat (Christ-Schmid 54, 3). Die Verhüllerin, Kalypso, lässt ihn frei, ebenso Kirke, die alles Menschliche in Tiere, in Tote verwandelt. Er steigt von dem Floss, ausgesetzt wie Tamuz, ans Land. Nicht in Ithaka ist seine Heimkehr

in Wahrheit, sondern viel mehr, viel glanzvoller in Scheria. Daher der nach poetischer Ökonomie viel zu sehr begünstigte und hypertrophierte Phäakenabschnitt, dem gegenüber die eigentliche Ankunft in Ithaka ärmlich wie eine Verlegenheitsauskunft anmutet. In dem Phäakenlande feiert man wirklich die Ankunft. Sein Hervortreten vor den Mägden, sein Eintritt in die Stadt, der fast wie eine Prozession anmutet, seine glänzenden Apologon, die ihm gegebenen ganz unverhältnismässig grosszügigen Feste in dem so problematischen Himmelsvolk von Scheria und endlich die Verkündung seines Namens, überhaupt die über der Episode liegende ganze Jubel- und Rauschstimmung, die deutliche Antinomie von dem Unglücklichen zu dem nun herrlich Auftretenden, alle gleichsam Bestrahlenden — das deutet mir auf einen grossen inneren Zusammenhang hin. Jedenfalls ist die Hadesfahrt nicht überflüssig, sondern ein integrierender, mythengeschichtlich unentbehrlicher Teil des Ganzen. Wenn ich in meinem Buch über das Zagmukfest auf Scheria sprach, so kann ich die vor 20 Jahren gehegte Vermutung nach neuesten Eindrücken nicht einschränken, sondern eher erweitern. Tatsächlich sind meines Erachtens Nekyia und Phäakenabenteuer innig miteinander verbunden, und die Abfahrt von dort und die wirkliche Heimkehr des nicht Strahlenden, sondern jetzt Schlafenden auf Ithaka mutet nicht als zu jenem Hauptkomplex gehörig an. Mit dem Betreten des Bodens von Ithaka legt die Dichtung im Gegenteil allen Farbenglanz, allen Schmelz irisierender Dichtung ab, und wir sehen nüchterne Wirklichkeit. Der Sonnentag ist vorbei. Der Realismus, die Prosa beginnt. Man ist in seiner stillen Zelle, wo die Lampe wieder freundlich brennt, nämlich bei Eumaios, der ein prächtiger Mann ist, aber trotzdem den Stallduft nicht los wird, jedenfalls nur teilweise poetisch wirken kann. Wie ich in dieser Zeitschrift schon einmal ausführen durfte<sup>1)</sup>, handelt es sich in der zweiten Hälfte der Odyssee um ein völlig anderes Gebiet. Es ist der soziale, politische, realistische Kampf ums Dasein, der den erbitterten Bettler gegen die Herren bewaffnet und ihnen die Revolution in den Palast trägt. An sich ist das dramatisch prachtvoll aufgebaut und bildet eine Einheit, eine Dichtung für sich, die Hesiods Erga näher steht als dem

<sup>1)</sup> LXXV (1926) S. 289.

Phäaken- oder Iliasdichter, und die wir die hesiodische Odyssee nennen möchten. Die Gesinnung ist überall tüchtig und gesund, aber — mit eigentlicher Poesie hat es unendlich viel weniger zu tun als jenes. Eigentlich haben wir zwei, durch Personalunion künstlich miteinander verbundene Dichtungen in der Odyssee, die wenig oder nichts miteinander zu tun haben. Nie entsinnt sich der hesiodische Odysseus seiner Vergangenheit auf Scheria. Das ist alles ganz vergessen und wie ausgelöscht. Eine unüberbrückbare Kluft trennt beide Dichtungen; sie können unmöglich von einem Dichter herrühren. Sie sind auch zeitlich getrennt. Die hesiodische Dichtung ist als historisches, datierbares Werk zu betrachten, während Scheria in zeitloser Herrlichkeit über dem Wirklichen schwebt. Dichterisch genialer ist der Scheria-Dichter; beide sind vielleicht ähnlich unterschieden wie Herodot und Thukydidēs.

Ein Nachzügler aber ist offenbar der Telemachiedichter<sup>1)</sup>, der bei beiden seine Anleihen unterbringt und im vierten Gesang einige Anläufe zur Höhe des Scheriadichters unternimmt, sonst aber realistisch bleibt. Eine wertende Schätzung beider Dichtungen ist wohl nicht möglich. In Scheria haben wir die reine ‚poetische Poesie‘ eines ganz aristokratischen Geschlechts. In Ithaka ballen sich die Gewölke politischer Wetter zur donnernden Tragödie der Mnesterophonia. Beide sind gross, jeder eine ganze Persönlichkeit; zur Einheit werden sie niemals verschmelzen. Auf die höfische Dichtung folgt auch hier die bürgerliche, wie bei uns etwa im 14. Jahrhundert. Ein neuer Stil setzt ein; die Romantik wird vom Realismus abgelöst. Zwei Stile, zwei Weltanschauungen, zwei Gesellschaftsschichten stehen nebeneinander, gerade durch ihre Nähe deutlich kontrastiert. Wir sehen drei Höhepunkte, einerseits: Nekyia — Scheria; andererseits: Ithaka.

Berlin.

Carl Fries.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Dahms l. c.